Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 36 (1994)

Artikel: Geschichten von der Ärztetafelrunde

Autor: Brunner, Heinz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972082

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Geschichten von der Ärztetafelrunde

aufgezeichnet von Heinz Brunner

Vorweg ein Glückwunsch

Unser Mitarbeiter, Klassenkamerad in sieben bunten Kantonsschuljahren und lebenslanger Freund, führte nach Absolvierung seines Medizinstudiums und erfahrener Assistenzausbildung in Bühler AR eine Allgemeinpraxis, die überaus streng war, ihm jedoch Köstliches an Erlebnissen und Erfahrungen einbrachte. Anschliessend, nach Überwindung gesundheitlicher Fährnisse, betätigte er sich als Spezialarzt für Phlebologie (Beinleiden) in St. Gallen. Dort wird unser Freund am kommenden 19. Februar in gesundheitlicher Frische sein 80. Geburtstagsfest begehen können, wozu wir ihm schon jetzt herzlich Glück wünschen. Da Heinz Brunner eine muntere Erzählungsgabe geschenkt ist, haben wir ihn gebeten, aus seinen Erlebnissen einiges aufzuzeichnen, damit wir es unsern Lesern darbringen können. Wir freuen uns, nachfolgend seine «Stücklein», gestaltet in der Form einer imaginären Tischrunde, veröffentlichen zu dürfen. *P. M.*

Federzeichnung von Vreni Zinsli-Bossart.

Wir fünf Landärzte, die wir vor 40 Jahren in den beiden urwüchsigen Halbkantonen der Ostschweiz praktizierten, sahen uns privat recht selten – mit Ausnahme des wöchentlichen Stammtisches. Jeder von uns hatte eine strenge Praxis zu führen, die ihn daheim und auf den weiten Hausbesuchen vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein so gründlich mit Beschlag belegte, dass er für Privates kaum Zeit zu erübrigen vermochte. Wenn ich sage «wir», so gilt dies nicht zuletzt auch für unsere Ehefrauen, die uns überall zur Seite standen, in der Praxis, am Telefon, in der Apotheke oder bei Röntgen oder Bestrahlungen sowie im Haushalt und andern Bereichen, wo sie ihre streng arbeitenden Ehemänner entlasten oder ersetzen konnten. Einen freien Abend kennen wir nur in der Erinnerung, ebenso einen freien Sonntag. Namentlich die Samstagabende verliefen besonders bewegt. Dann fanden in den Wirtschaften die Zusammenzüge der fröhlichen Jungmannschaften statt, die nicht so selten in eine Schlägerei ausarteten. Prompt landete dann zu später Stunde ein blutig geschlagenes Opfer solcher Kraftmeiereien bei uns zum Nähen und Versorgen. Oder die Alkoholleichen, die uns, wiederum

meist am Wochenende, direkt von der Strasse «angeliefert» wurden, viele von ihnen verletzt und blutverschmiert. Da gab es immer wieder Erstaunliches zu erleben, und viele Einblicke in die dörflichen Sitten und Gebräuche wurden uns gratis und ungefragt gegeben.

Einer engstirnigen Isolierung zu entfliehen, half uns der Mittwochstamm. Meistens ganz pünktlich von 18 Uhr bis 19 Uhr trafen wir uns in «meinem» Dorf zum Abendschoppen. Im ersten Stock des «Rössli» war ein heimeliger Raum reserviert, der von altersher gewohnt war, als Rahmen für den Ärztestamm zu dienen. Wie der finnische Arzt aus der Sauna nicht weggerufen werden darf, so waren auch unsere Telefonhelferinnen zu Hause angewiesen, uns im «Rössli» strikte in Ruhe zu lassen.

Wir alle empfanden das Bedürfnis, uns regelmässig zu treffen und in gelockerter Runde auszusprechen. Oft kamen berufliche Streitfragen aufs Tapet, oft wurde der Ratschlag eines «Altgedienten» eingeholt. Wer hätte hiefür nicht Verständnis aufbringen müssen? So trafen sich der verschmitzte Ulrich und der schalkhafte Konrad, der etwas eigensinnige Albert und der bedächtige Xaver, ich unter den andern der Jüngste.

Wieder einmal sassen wir Fünf am Mittwochschoppen und unterhielten uns über die in dieser Zeit virulente Grippe, die allen viel Zusatzarbeit brachte, darunter aber wenig Aufregendes. Die jetzige Epidemie verlief harmlos, kurz und unspektakulär, mit wenig Lungenentzündungen und andern Komplikationen garniert. Der diesbezügliche Konsens kürzte das Thema ab, und Xaver begann von einer «tierischen Begegnung» zu erzählen, wie er das nannte. «Ich bin am vorletzten Abend in der Dämmerung nach Hause gefahren. Im sogenannten ‹Hasenrank› sah ich plötzlich zwei Tieraugen im Scheinwerferlicht aufleuchten und diese beiden gehörten einer Fähe, die auf der Mauer neben der Bahnschiene stand. Ich bremste vorsichtig bis zum Stillstand, beliess aber das Abblendlicht und bemerkte neben der Mutter noch drei junge Füchslein, die auf den Schienen herumtollten. Sie amüsierten sich königlich, insbesondere wegen der glatten Bahnschienen, auf denen die Jungtiere immer wieder ausrutschten. Nach vielleicht einer Viertelstunde hatte ich mich satt gesehen, liess den Motor vorsichtig wieder an und fuhr langsam los, wobei sich meine vier Vierbeiner rasch und lautlos ins Gebüsch drängten.»

Das Thema «Tiere» war unerschöpflich und ich erzählte von meiner Filmerei. Das ganze Dorf wusste, dass ich alles Interessante und Aussergewöhnliche gerne verfilmte, und so bekam ich häufig Anfragen, ob dieses oder jenes mein Interesse fände. Dies war natürlich der Fall, als mich eine Bäuerin informierte, sie hätten vor einigen Tagen ein verlassenes Rehkitz gefunden und heimgenommen. Da ihre Hündin ohnehin Junge zum Säugen habe, hätten sie ihr das Rehkitz ebenfalls zum Stillen gereicht. Dies klappe ausgezeichnet von beiden Seiten. Schon anderntags stieg ich zum betreffenden Gehöft hinauf und konnte ohne Schwierigkeit die Hündin filmen, die eben daran war, das Findelkind mit Milch zu versorgen.

Da mischte sich Konrad ins Gespräch ein und berichtete von einem Patienten, den er wegen Atembeschwerden schon längere Zeit in lockerer Behandlung hatte. «Ich muss ihn daheim besuchen, weil er recht steil am Bord in einem Bauernhaus wohnt, von dem die Fama behauptet, der berühmte Arzt Paracelsus von Hohenheim habe nach seiner Flucht aus St. Gallen einige Zeit dort gewohnt. Ich dachte allerdings nicht an meinen damaligen Kollegen, der in seiner Universalität noch heute berühmt ist, sondern an den Bauern, der viel zu dick war, wobei sich die Wassersucht und die Esslust um die Ursache stritten. Sein beträchtliches Übergewicht wurde ihm nur von seinem Bläss streitig gemacht. Dieser war sehr anhänglich und kam bei jedem Besuch zu mir gewackelt, um sich streicheln zu lassen, wonach er wieder davontrollte, um seinen allzu speckigen Hundeleib irgendwo bequem auf ein warmes Plätzchen hinzulegen, möglichst nahe bei seinem ebenso übergewichtigen Meister. Eines schönen Tages besuchte ich den Bauern wieder einmal und wunderte mich, dass der Bläss nicht auftauchte. Auf meine Frage kam die lakonische Antwort: ‹Den haben wir die letzte

Woche aufgegessen.› Ich war natürlich konsterniert wegen dieser ‹Tierhaltung›, was der Bauer nicht begreifen konnte. ‹Zwischen den Zähnen anderer zu verschwinden ist doch der logische Abgang für einen Hund, der selber soviel gefressen hat.› Auf alle Fälle behielt ich die Tatsache für mich, dass ich während des Studiums in Bern einmal in später Stunde mit geräuchertem Bernhardinerfleisch verköstigt worden war und dasselbe als schmackhaft taxiert hatte.»

Wir hatten uns im «Rössli» kaum versammelt, da fuhr Konrad mit seiner typischen Handbewegung über den Wirtstisch, mit der er seinen Kollegen die Zuhörerrolle zuschob. Er begann für seine Art in recht lebhafter Weise zu erzählen und war selber offensichtlich mit sich im unklaren. «Schon seit mehreren Wochen stand ein jungverheirateter Bauer in meiner Behandlung. Er klagte über stechende Herzschmerzen und Schlaflosigkeit. Bei der äusserlichen Untersuchung und mit Funktionsprüfungen konnte ich keinerlei Anhaltspunkte für die Ursachen seines Leidens finden. Leichte und dann stärkere Beruhigungsmedikamente blieben ohne jeden Erfolg. Nach einiger Zeit fragte ich meinen Patienten auf den Kopf zu, ob er sich eigentlich ‹geplagt› fühle, was soviel heisst, wie von Geistern verfolgt. Der Patient nickte Zustimmung und seine Miene wurde noch trübsinniger. Nach einem klärenden Gespräch riet ich ihm, er solle doch einen Kapuziner kommen lassen, die wären hier zuständig. Dies geschah, aber zum Bedauern aller ohne jeden Erfolg. Beim Bauern gingen weiterhin die Türen nachts von alleine auf und zu, das Vieh rasselte mit den Ketten, in Stube und Stall hörte er Tritte und kalte Winde bliesen ihm ins Gesicht. Um sich Gewissheit zu verschaffen, fragte er einmal seinen Nachbarn, ob dieser vielleicht in seiner Stube schlafen würde, es sei eine Kuh zum Kalben bereit und er könnte Hilfe brauchen. Der Nachbar erschien und legte sich auf die Ofenbank. Kaum war es recht hell geworden, machte er sich bemerkbar und erzählte seinem Gastgeber bleich und verstört, er werde nachts keinen Schritt mehr in seine Behausung wagen, es geiste und er sei froh, dass er noch lebe, nachdem ihm etwas zentnerschwer auf der Brust gehockt habe.

Nun geriet der Bauer in Panik. In seiner Not wandte er sich an einen Hexer, d.h. an einen Mann, der ‹blau pfeifen› konnte. Dieser gab ihm einen wirklich ausgefallenen Ratschlag: er solle von möglichst neu geborenen Schweinchen Urin auffangen und diesen kochen lassen. Im Moment des Aufkochens werde derjenige, der ihn so trefflich zu plagen pflege, tot umfallen.» Da machte Konrad eine wirkungsvolle Pause und wurde lebhaft um die Fortsetzung seines Berichtes gebeten. Also: der Bauer hatte etwelche Mühe, den Urin der kleinen Ferkel zusammen zu bringen. Er setzte diesen dann aufs Feuer mit zum Zerreissen gespannten Nerven. Als er genau sah, dass der Urin kochte, sah er ebenso genau einen Nachbarn eilenden Laufes auf sein Haus zukommen. Schon von weitem rief er ihm zu, er solle sofort ans Telefon kommen: ein Verwandter von ihm im Kanton Aargau sei plötzlich verstorben!!

Diese ungewöhnlichen Vorgänge riefen am Abendschoppen natürlich einer lebhaften Diskussion. Beim Patienten war auf alle Fälle die Kettenrasslerei und übrige Geisterei ab sofort vorbei und nach kurzer Zeit verschwanden die monatealten Herzbeschwerden. So war es rasch 19 Uhr geworden und beim Abschied für eine Woche konnte jeder sein eigenes Fragezeichen mitnehmen. Monate später erkundigte ich mich bei Albert, wie diese Zauberei ausgegangen und der Tote wieder auferstanden sei. Die Antwort wirkte verwirrend: Albert hatte, gleichermassen interessiert, sich bei seinem Patienten erkundigt, ob die Geister wieder aufgetreten seien. Da habe ihm derselbe mit scharfen Worten zur Antwort gegeben: an der ganzen Sache sei nie etwas gewesen, er habe alles vergessen und wünsche auch nicht, daran erinnert zu werden! Ob wir daraus etwas lernen können? fragte Albert. Vielleicht, dass occulte Ereignisse gerne occult bleiben?

*

«Diese Woche habe ich wieder einmal eklatant ‹Lebensretterlis› gespielt, was ja nicht

ausgesprochen zum täglichen Brot gehört», begann Ulrich am andern Mittwoch im «Rössli». «Eine gute Viertelstunde von der Praxis entfernt liess eine junge Mutter von zu Hause anrufen, sie sei im Galopp unterwegs mit einem Kleinkind, das irgendetwas verschluckt habe und am Ersticken sei. Nach kurzer Zeit klingelte die Haustüre heftig und die beiden Unglücksraben stürmten herein: die Mutter ausser Atem und das Kleinkind vom Lufthunger blau angelaufen mit Todesangst in den Augen. Ohne eine Frage zu stellen, steckte ich dem Kind noch im Hausgang Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand in den Mund, erwischte dort einen Metallgegenstand und riss denselben aus der kleinen Mundhöhle. Zwischen den Fingern hielt ich eine Schliessnadel mit dem sinnigen Aufdruck: Liebling! Diese Nadeln dienten zum Festhalten des Kinderlatzes auf dem Hemdchen. Das Kind musste damit gespielt haben und hatte sie unglücklicherweise mit den Fingerchen oder Zähnen aufklappen können, in den Mund gesteckt und Schluckreiz ausgelöst.»

Wir Ärzte waren uns sofort einig, diesen Schliessnadeln den Kampf anzusagen, weil sie sich grosser Verbreitung erfreuten. So wurden den Müttern überall und in kurzer Zeit beigebracht, dass ein Kinderlatz mit einem Stoffbändchen fixiert werden müsse.

Zum Thema Fremdkörper im Rachen konnte ich selber einen unwahrscheinlichen Beitrag erzählen. Ich war zu einem alten Mann gerufen worden, der seit Tagen über erhebliche Schluckbeschwerden klagte. Sein Hals erwies sich als giftig rot und geschwollen und auf der hintern Rachenwand sonderbar vorgewölbt. Ich tastete das ganze Gebiet vorsichtig ab und spürte einen harten Gegenstand im Bereich der Vorwölbung. Der Patient wurde ins Auto verpackt und in der Praxis gespiegelt. Dabei fand sich eine kleine, heftig entzündete Verletzung mit einem sonderbar silbrigen Rand. Die Partie wurde mit Lidocain gepinselt, bis sie sich als anästhesiert empfand und dann der Silberrand mit einem abgewinkelten Instrument gefasst. Beim vorsichtigen Ziehen rutschte das ganze Mundstück einer silbrigen Bauerntabackpfeife aus der elastisch sich dehnenden Wunde. Auf die Frage, ob er das Stück Pfeife nicht vermisst hätte, meinte der Pechvogel: nein, wirklich nicht, ich litt an so heftigen Schmerzen seit drei Tagen, dass mir die Lust am Rauchen verging. Als ich den Patienten wieder nach Hause brachte, erinnerte er sich daran, dass er längelang auf den Boden gestürzt gewesen sei. Es fand sich tatsächlich in einem Winkel die Pfeife – ohne Mundstück. Beim Patienten ging die Schmerzstillung langsam zurück, sonst hätte er wohl sofort wieder zu Schmauchen begonnen.

Zum Thema Fremdkörper äusserte sich Kollege Konrad, mit einem Lächeln auf den Stockzähnen. «Einer meiner Patienten war recht hoch von einem Baum heruntergefallen. Die wahrscheinliche Diagnose auf Bruch eines untern Lendenwirbels war einfach, schwierig aber der Transport. Ein Krankenwagen wäre viel zu teuer zu stehen gekommen, und im Privatauto waren die Liegesitze noch nicht erfunden. Im Spital angelangt, wurde der Verunfallte vom Chirurgen sehr geschickt in Bauchlage gebracht und an den Beinen in die Höhe gezogen, während sein Kinn auf einem gepolsterten Kissen gelagert blieb. Eine schmerzhemmende Spritze hatte ausgezeichnet gewirkt, so dass der Patient nichts davon verspürte, dass sich sein ‹Knick› im Rücken langsam wieder streckte und die Wirbelsäule die erwünschte Bogenform nach hinten einnahm. In dieser etwas ungewöhnlichen Hängelage wurde der Körper des Verunfallten vom Hals bis zum Becken rundherum eingegipst. Nach einigen Tagen konnte er das Krankenhaus wieder verlassen und heimkehren. Er fühlte sich dort wohl und sogar der erwartete Juckreiz blieb aus – bis er nach längerer Zeit plötzlich zu jammern begann, er spüre Schmerzen im Bereich der Fraktur. Trotz genauer Untersuchung war kein abnormer Befund feststellbar, und so konnte mir der Buckelkranke ‹den Buckel herunterrutschen›, als er den reichlich komplizierten Gipsverband vorzeitig entfernen lassen wollte, der sich während 4 Wochen bestens bewährt hatte. Bei den seltenen Besuchen klagte er, er könne immer schlechter schlafen oder

überhaupt liegen, habe aber keine ausstrahlenden Schmerzen. Nach weiterhin mehreren Wochen kam dann der Tag, an dem der schwere Gips entfernt werden konnte, was mit einer normalen Gipsschere recht mühsam war; die späteren Gipsfräsen waren noch nicht erfunden. Ungefähr auf der Höhe der Fraktur wies die Gipsinnenseite ein leuchtend gelbes Stück Metallröhrchen auf, das ca. 2 cm lang war und nach unten geschlossen. Wir waren alle bass erstaunt, und ich bat die Frau des Verunfallten, sie möchte einmal ihren Teppichklopfer bringen. An diesem fehlte das Schlussstück! Die Rekonstruktion des Dramas ergab dann, dass doch langsam Juckreiz unter dem Gips aufgetreten war. Der Verunfallte wollte sich Erleichterung verschaffen, indem er den Teppichklopfer vom Genick her die juckende Wirbelsäule hinunterschob, um zu kratzen. Dabei entging es seiner Aufmerksamkeit, dass das metallene Endstück des Klopfers sich selbständig gemacht hatte und im Gipsverband stecken geblieben war. Fazit: wer den Schaden hat, muss um den Spott nicht besorgt sein, wurde doch der vom Juckreiz Befallene noch lange gehänselt und die tadellose Reparatur seines Rückenscheites dabei übersehen. Hingegen kam das verflixte Röhrli natürlich in mein Raritätenkabinett.»

Es war mutmasslich ein Mittwoch im Mai, als an unserem Ärztestamm das Thema «Liebe» aufkam. Mit einem Schmunzeln eröffnete Ulrich das Gespräch: «Heute habe ich eine achtzehnjährige, stattliche Tochter in der Sprechstunde begrüsst. Sie befand sich im Zustand heller Erregung und erkundigte sich mit hochrotem Kopf, ob der Kuss, den sie gestern bekommen habe, nun zu einer Schwangerschaft führe. Sie war so aufgeregt, dass ich es mir verkniff, sie zu verspotten. Nach mühsamer Beruhigung schickte ich den Naivling wieder zu den ganz durchschnittlichen Eltern, die sich mit der Auflärung ihrer Tochter nicht gerade in geistige Unkosten gestürzt hatten.»

In die fröhliche Stimmung, die diese Erzählung unter den Zuhörern verursacht hatte, konnte Ulrich die Geschichte eines ebenso erfolglosen Schwangerschaftsendes beifügen, wie die erste einen Schwangerschaftbeginn betroffen hatte: «Bei mir hat sich im Vorsommer einmal eine junge Frau gemeldet, die offensichtlich beim Austeilen der Intelligenz im Hinterglied gestanden hatte. Sie war schon einige Zeit verheiratet und behauptete, in andern Umständen zu sein. Meine diesbezügliche Untersuchung fiel negativ aus. Arzt und ‹Patientin› konnten sich deshalb nicht einigen und vereinbarten, die Kontrolle in zwei Monaten zu wiederholen. Dies geschah mit gleichem Resultat, sodass nochmals zwei Monate Erstrekkung vereinbart wurden. Die Patientin behauptete, sie spüre schon Kindsbewegungen, der Bauch und sein Inhalt waren aber bei der Untersuchung völlig unverändert, was sie entrüstet ablehnte. Sie wusste den Geburtstermin genau, um sich ins Krankenhaus zur Geburt anmelden zu lassen und hatte auch keine Monatsregel mehr gehabt. Ich wies sie ins Spital mit der entsprechenden Orientierung an den Chefarzt.» Dieser besuchte selber ab und zu unseren Stamm, war heute anwesend und konnte gleich selber seinen Fortsetzungsbericht abstatten: «Nach der Untersuchung habe ich der Frau beigebracht, dass ihre Organe in normaler Ruheordnung seien und wie lange sie auf die angebliche Geburt zu warten beabsichtige. Zum Glück hatte die Frau einen recht nahen Termin genannt und als dieser vorbei war, schickte ich die Enttäuschte einfach wieder heim. Dort ist ihr langsam doch die Erkenntnis aufgegangen, dass diesmal die Ärzte besser entschieden hätten, als sie selber. Nur bei der Schuldzuteilung in diesem Trauerspiel reichte der Intelligenzquotient nicht mehr ganz aus.»

Kollege Xaver aus dem Nachbardorf, in welchem ich ebenfalls viele Einwohner medizinisch betreute, blieb in der Stimmung und im Thema verhaftet: «Kürzlich kam eine bildhübsche Jugendliche in meine Ordination, und es ergab sich, dass sie von einem recht übel beleumdeten Bürschchen geschwängert worden war. Sie war ihm nachts auf sein Zimmer gefolgt, und der Rest braucht wenig Phantasie.» Da fiel ich ihm ins Wort und vermeinte, das sei fast nicht möglich: «Ich kenne die Treppe zu

diesem Zimmer, sie ist fast so hoch wie Jakobs Leiter und knarrt auf jedem Tritt, dass es das ganze Haus hört.» Xaver schmunzelte dazu und meinte, genau das habe er dem Burschen auch vorgehalten. Darauf habe derselbe zur Antwort gegeben: «Wissen Sie, Herr Doktor, wir beide haben vor dem Haus im Freien geübt, um genau im Gleichschritt die Treppe erklimmen zu können.» Juristisch war der Fall gar nicht ergiebig: bei diesem Vorspiel kam wohl eine Vergewaltigung nicht gut in Frage!

Die Tragikkomödie, von der am Stammtisch Kollege Albert verschiedentlich berichtete, will ich hier zusammenfassen, weil sie sich über längere Zeiten abspielte. Im Dorf tauchte ein sonderbares Paar auf: ein Herr Thalmann, Tennislehrer mit Gattin und zwei Kindern. Ein Fabrikant hatte ihn angestellt, um den beiden Söhnen Unterricht erteilen zu lassen, was mit durchschlagendem Erfolg geschah. Thalmann war einfachen Gemütes, aber höflich und zurückhaltend. Seine Frau schien aus einer höheren deutschen Gesellschaftsschicht zu stammen, trug prächtige Pelzmäntel, war elegant und gebildet. Bald ging das Geflüster durch das Dorf, dass die Frau zu einem reichlich älteren, hohen Beamten als Ehefrau gehörte. Dieser Beamte war im Krieg von den Russen gefangen genommen worden, und seither fehlte jedes Zeichen von ihm. Das erwähnte Paar richtete sich hier eine hübsche Wohnung ein und erzog die beiden Buben gut, von denen demnach nur der erste legal war. Mit den Dorfbewohnern pflegte die Frau keine Kontakte, war aber mit ihrem Leben durchaus zufrieden. Eines Tages hingegen kam sie völlig aufgewühlt in Alberts Sprechstunde: «Mein Mann wird in absehbarer Zeit aus der Gefangenschaft hier eintreffen. Er hat angerufen und sein Dialekt hat mich gleich angewidert, wie immer. Was soll ich tun? Wie soll ich mich verhalten? Darf ich mit ihm in Ihre Sprechstunde kommen, damit Sie ihn ebenfalls kennen lernen und mir weiter raten können?» Nach einigen Tagen kam Frau «Thalmann» mit ihrem richtigen Gatten in die Ordination: ein sehr ernster Mann mit einem klugen Gesicht und tadellosen Manieren. Er hatte seiner Frau inzwischen erzählt, er würde sich sehr freuen, wenn sie wieder zu ihm käme, er würde den zweiten Buben sofort adoptieren. Andererseits müsse er ihr deutlich sagen, dass er in den langen Jahren der Gefangenschaft androphil geworden sei und in diesem Punkt mit einer Frau nichts mehr anzufangen wisse. Die beiden verabschiedeten sich wieder, und kaum waren sie weg, sagte meine eigene Frau, wenn der schwul sei, wolle sie Meierin heissen; der Mann habe seiner Frau diesen Bären nur aufgebunden, damit die Sexualität beim Entscheid keine Rolle spielen solle. Anderntags kam Frau «Thalmann» wieder allein in die Sprechstunde, um sich Rat zu holen. Ich empfahl ihr, gescheiter schon heute als erst morgen wieder ihre ursprünglichen Verhältnisse herzustellen. Sie lehnte dieses Ansinnen entschieden ab – und unternahm den empfohlenen Schritt innerhalb weniger Wochen. Der Ehemann übernahm umgehend wieder seine hohe Beamtenstelle, war aber doch psychisch alteriert durch die erlittene Gefangenschaft. Noch bevor ein Jahr verflossen war, gebar seine Frau den dritten Knaben. Da der mittlere Sohn, also das «Thalmännli», des Adoptivvaters ausgesprochener Liebling war, äusserte sich die Mutter einmal in einem späteren Brief: «Das Blut ist ein ganz besonderer Saft – aber dieser kann sich offensichtlich auch einmal irren.»

Es ist klar, dass sich unser Mittwochsgeplauder oft darum drehte, was für ein komisches Lebewesen ein Durchschnittsmensch eigentlich sei. Kollege Konrad konnte gleich zwei Beispiele dazu zum besten geben. «Meiner Frau brachte eine ältere, kleine Wirtin mit liebevoller Zuverlässigkeit jeden Herbst die letzte Rose aus ihrem Garten mit allen guten Wünschen zu einem guten und gesunden Winter. Sie führte eine kleine, blitzsaubere Gaststube und hielt viel auf Ordnung, was auch unschwer an ihrem Rosengarten abzulesen war. Wenn einer in ihrem Beizli zuviel getrunken hatte oder gar schon betrunken hereingekommen war, gab ihm das Weiblein keinen Tropfen Alkohol mehr. Wenn der Sünder nicht klein beigeben wollte und zu toben begann, packte sie ihn am Kragen, schob ihn zur Tür und warf ihn hin-

aus. Dann kam sie wieder herein, klopfte die Hände aneinander ab und fuhr in dem unterbrochenen Gespräch fort, ohne den geringsten Ärger zu zeigen.» Konrad stärkte sich mit einem Schluck aus seinem Glas und fuhr dann gleich weiter mit dem Bericht über eine andere randständige Patientin. «Sie ist eine Witwe und war mit einem Fabrikanten verheiratet, der ihr komfortable Verhältnisse hinterlassen hatte. Wenn sie einen Arztbesuch erwartete, musste die Hausangestellte, mit der sie ein grosses Haus bewohnte, bei der Arztfrau womöglich auf die Minute genau herausbringen, um welche Zeit der Besuch vorgesehen sei. Sie liess das feinste Linnen einbetten, trug ein kostbares Spitzennachthemd, hatte im Schlafzimmer hübsche Blumen aufstellen lassen und baute offensichtlich jeden Arztbesuch zu einem gesellschaftlichen Ereignis aus. Diese Tradition hielt sie konsequent durch, bis sie im Alter von über 90 Jahren ins Jenseits abberufen wurde.»

*

Vom Kontrapunkt dieser Arztverbraucherin berichtete wenige Mittwoche später Kollege Xaver. «Im Wartzimmer sass ein mir unbekannter Patient, der ins Sprechzimmer gerufen wurde und gleich mit einem Schwall von Worten über mich herfiel. Er klagte über dick geschwollene Beine und zog gleich die Strümpfe aus, als hätte er Angst, ich würde seine Extremitäten gar nicht anschauen. Als ich ihm erklärte, bei geschwollenen Beinen müssten zuerst Herz und Blutdruck kontrolliert werden, erstarrte er zur Salzsäule. Nach kürzestem Besinnen schlüpfte er flink wie ein Wiesel wieder in die abgelegten Socken, sah sich reichlich verlegen um und meinte, ob er vielleicht am andern Tag nochmals kommen könnte. Er habe wirklich keinen Gedanken daran verloren, dass die obere Körperhälfte auch angeschaut werden könnte, wenn es ihm doch an den Beinen fehle. Was ihm beim ersten Besuch offensichtlich gefehlt hatte: neben kranken, aber gewaschenen Beinen ein längeres Bad für den schmutzigen Leib!»

*

An einem andern Mittwoch kam das Gespräch auf Wunderheilungen. Zum vergnügten Schmunzeln des kleinen Kreises führte meine Bemerkung, ich hätte auch eine solche auf dem Gewissen. Damals arbeitete ich als «Unterhund», d.h. als Assistent, vor dem Abschluss des Studiums in einem grossen, weitberühmten Badespital. Da der Chefarzt ein kluges Haus war und ein hervorragender Internist, der sich gerne mit einem interessierten Studenten unterhielt und auf knifflige Fragen stets eine Antwort bereit hatte, bot sich mir die schönste Gelegenheit, im Umfeld der rheumatischen Erkrankungen, aber auch in der Gruppe diagnostisch randständiger Raritäten sehr viele Einsichten zu gewinnen. Zu dieser letzteren Gruppe gehörte eine etwa fünfzigjährige Frau, die eines Tages per Auto und Tragbahre zu einer Kur gebracht wurde, etwas blass, aber geduldig und freundlich. Sie war zum x-ten Mal hier eingetreten, wurde auf dem Wagen zur Badewanne gefahren und sorgfältig ins Wasser gehoben. In ihrer Krankengeschichte stand wenig, ausser den jeweiligen Daten von Ankunft und Abreise. Ich untersuchte die Patientin, und zwar immer genauer. Sie wies nämlich gar keinen krankhaften Befund auf!! Sie war angeblich gelähmt, konnte die Beine aber im Bett heben und senken, drehen und die Knie langsam beugen. Auf meinen Wunsch wurden einige Röntgenbilder angefertigt. Sie ergaben völlig kontrastarme Knochen (entkalkt), aber ohne irgendeine andere Veränderung. Auf meine Frage, wie denn die Lähmung begonnen hätte, erzählte die Patientin, sie sei einmal mit 15 oder 16 Jahren erkrankt (Grippe?) und der Arzt habe ihr gesagt, sie müsse im Bett bleiben. Gehorsam blieb sie die folgenden 35 Jahre im Bett. Ich begann mit Bewegungsübungen speziell im Schwefelbad, wo die Patientin im Wasser ja nur einen kleinen Teil ihres Gewichtes tragen musste, dann auch im Zimmer. Zu ihrem grössten Erstaunen konnte die Frau bald einige Schritte gehen, und bis zum Abschluss der Kur, nach 21 Bädern, konnte ich sie zwar sehr sorgsam, aber ohne fremde Hilfe die Treppe hinunter geleiten.» Wir Ärzte waren damals wie heute der Ansicht, dass die

Frau den Ort ihrer Heilung schlecht gewählt hatte: sie wäre viel gescheiter nach Lourdes gereist zur Wunderkur und wäre der staunenden Mitwelt als Trägerin dieses Wunders zur Verfügung gestanden!

*

Weihnachten und Neujahr waren vorbei, und wir Ärzte trafen uns zum ersten Stamm im neuen Jahr. Nach den üblichen Glückwünschen begann gleich Kollege Konrad mit der Erzählung einer ungewöhnlichen Lebensrettung, die ihm offensichtlich recht nahe gegangen war. «Im Freundeskreis habe ich recht fröhlich Silvester gefeiert, während es draussen in schweren Flocken schneite. Lange nach Mitternacht fuhren die verschiedenen Gäste sehr vorsichtig durch den tiefen Neuschnee heimwärts. Plötzlich spürte ich, wie sich mein Wagen kurz hob und dann wieder senkte, wie wenn er über etwas hinweggefahren wäre. Ich bremste vorsichtig, stieg aus und fand im tiefen Schnee dieses ‹Etwas› in Form eines besinnungslos betrunkenen Mannes, der auf dem Heimweg umgefallen war oder sich einfach auf der Strasse schlafen gelegt hatte. Aus dem Leintuch, mit dem ihn der Schnee zugedeckt hatte wäre wohl bald ein Leichentuch geworden. Nur das Überfahrenwerden rettete ihm das Leben.»

Wir hatten alle das nötige Verständnis, dass sich der Erzähler von dieser heiklen Situation hatte beeindrucken lassen. «Meistens ist es umgekehrt», meinte lakonisch Kollege Xaver, «das Überfahren nimmt einem das Leben, aber einen Unfall, der hier dazu passt kann ich erst in einer Woche erzählen, da es soeben 7 Uhr geschlagen hat.»

Am folgenden Mittwoch begann er dann wie folgt: «Da fuhr also ein völlig alkoholisierter Bauer mit dem letzten Zug heimwärts. Zwischen zwei Stationen beschloss er, aus dem Zug auszusteigen, was bei den damals noch offenen Bahnwagen keinerlei Schwierigkeiten bot. Diese begannen erst, als er mit Schwung auf der Asphaltstrasse landete, schwer stürzte und in seinem Rausch gleich einschlief. Der erste Automobilist, der ihn im Scheinwerferlicht bemerkte, brachte ihn in meine Praxis. Nebst reichlich vielen und groben Schürfungen hatte er nur eine aufgerissene Augenbraue als klaffende Wunde aufzuweisen. Diese musste von mir sorgfältig ausgeschnitten und genäht werden. Eine Anästhesie erwies sich als völlig überflüssig, weil der Verunfallte eine ausreichende Alkoholnarkose schon mitgebracht hatte. Mitten in der Näharbeit lallte er zu mir ‹Kitzle mich doch nicht ständig.› Dann erkundigte er sich bei meiner Frau, warum er überhaupt hier sei. Sie gab zur Antwort, weil er heftig blute. Dies stritt er ab, und als meine Frau ihm sein völlig blutverschmiertes Taschentuch vors Gesicht hielt, gab er vorwurfsvoll zu verstehen, dass es eben nicht alle Leute sich leisten könnten, weisse ‹Naselümpli› zu haben. Als ich ihm die Treppe hinunterhalf, drehte er sich nochmals halb um und fragte: ‹Habe ich eigentlich alles gehabt, was ich bezahlt habe?› Vorsichtigerweise hatten wir in seine abgelegene Liegenschaft angerufen, es solle ihn einer der Söhne abholen. Ich fuhr ihn soweit es der Weg erlaubte. Wenig weiter oben sahen wir schon die Bewegung einer Handlampe im Dunkeln, die der älteste Sohn mitgenommen hatte. Kaum hatten sie sich getroffen, brummte der Alte zum Sohn, er solle ihm die Lampe geben und befahl ihm barsch: ‹Sepp, geh hinter mir.› So unwahrscheinlich es tönt; er kam mir sofort nach dem Zusammentreffen mit dem Sohn nicht mehr betrunken vor! Dafür schritt er rasch und sicher mit seinem Ältesten bergaufwärts. Ich habe den Eindruck, dass das Sprichwort – des Menschen Wille ist sein Himmelreich – hier ausgezeichnet dazu passt.»

*

Ehe und Liebe (was man alles darunter versteht) bilden ein kaum ausschöpfbares Thema am Ärztestamm. Einmal tauchte beim Kollegen Xaver eine unglückliche Frau auf, die einen Trinker geheiratet hatte. «Wie kommen Sie denn dazu? Die ganze Region weiss ja, dass der Betreffende von nichts eine Ahnung hat ausser vom Alkohol?» Da meinte die Frau, dem Weinen nahe, sie habe einmal auf einem Bänklein am Waldrand gesessen, da sei der Mann vorbeigekommen und habe sich neben sie ge-

setzt. Beide hätten geschwiegen, bis der Mann fragte: «Witt mi?» Da hätte sie ihn eben geheiratet.

Kollege Albert lachte und meinte, es gebe auch vorsichtigere Frauen. «Kürzlich hat mich eine angerufen, die ich gar nicht gekannt habe. Sie erkundigte sich ob ich den XY kenne. Dies bejahte ich, und daraufhin fragte die Anrufende, ob sie ihn heiraten solle oder nicht; sie kenne ihn nicht, aber er als Arzt könne ihr bestimmt einen Rat geben. Dieses Raten erschöpfte sich dann allerdings im Abraten.

Ins gleiche Thema passte seine weitere Bemerkung: «In unserem Dorf hat kürzlich eine Braut eine offene Karte bekommen, auf welcher ihr der Bräutigam mitteilte, er sei jetzt halb am Berg oben im Gasthaus ‹Fernblick›, und es gefalle ihm dort so gut, dass er auf alle Fälle am Sonntag zur Trauung nicht in die Kirche kommen werde!» Dazu meinte einer der Kollegen: «Ihr kennt wohl den alten Spruch: Vorsicht ist die Mutter der Weisheit benannt, der Vater der Weisheit ist leider unbekannt. Daraus erhellt ja sonnenklar, dass selbst die Vorsicht einmal unvorsichtig war.»

*

Mittwoch und Stammtisch. Heute war ich es, der meine Kollegen die Ohren spitzen liess mit der Ankündigung, ihnen eine gänzlich neue Art von Krankheit beschreiben zu können: Der angepeilte Patient kam in meine Sprechstunde und klagte über reichlich unklare Beschwerden im Rücken, das zweite Mal aber nicht gleich wie das erste Mal. Er verlangte, ins Kantonsspital eingewiesen zu werden und zwar sofort. Dies schlug ich dem Hilfesuchenden rundweg ab – worauf am selben Abend ein Assistent aus dem Kantonsspital anrief, bei ihnen sei am Nachmittag im Korridor ein Besucher ausgerutscht, hingefallen und wegen erheblicher Schmerzen gleich dort geblieben. Gefunden hätten sie allerdings bei der Untersuchung nichts Relevantes, sie würden ihn aber zur Beobachtung behalten. Am folgenden Tag kam der älteste Sohn des «Kranken» in meine Sprechstunde und erzählte mir freimütig, der Vater habe ihm vor einiger Zeit versprochen, ihm seine Liegenschaft zur Nachfolge zu überschreiben; nun reue es den Vater gewaltig. Vor wenigen Tagen sei er vom Gemeindeschreiber zur Legalisierung der Übertragung aufgeboten worden. Da habe er prompt über Rückenschmerzen zu klagen begonnen und sei im Spital gelandet. In dieser Situation kam mir ein Gedanke, den ich dem dasitzenden Sohn weitergab und der sich als sehr erfolgreich herausstellte: der Sohn solle samt dem Behördevertreter beim Vater im Spital aufkreuzen und die Überschreibung dort vornehmen. So geschah es. Anschliessend verliessen Sohn und Gemeindeschreiber die Klinik, um heimzufahren. Einen Zug später fuhr auch der Bauer heim, der von seinen Beschwerden «wie durch ein Wunder» geheilt worden war.

Wir kamen von diesem Wunder auf die Wunderärzte zu sprechen, deren es viele gab in der Nähe und von denen ich mehrere als Patienten in Behandlung hatte, weil ich nie gegen sie wetterte und sie insofern gelten liess. So kam eines Tages ein von seinem Wunderheiler geschickter Bauer, an dessen rechter Hand die beiden vorderen Glieder des Zeigefingers nur noch aus Knochen bestanden: keine Haut, keine Muskeln, keine Knochenhaut. Der Paramedikus schickte ihn zu mir, weil es Zeit sei, den Finger zu amputieren. Dies geschah umgehend, und es stellte sich heraus, dass der Bauer zu Beginn der Heuernte an einem Stacheldraht den Finger verletzt hatte. Nach wenigen Tagen kam es zur Entzündung und dann zu einer heftigen Eiterung. Das Heuen wurde unmöglich. Nicht so der Besuch beim Naturarzt. Dieser gab ihm eine oder mehrere Salben, der Finger schmerzte Tag und Nacht heftig, wurde immer dünner, verlor die ganze Haut bis zum Grundglied und beruhigte sich erst, als Fleisch und Nerven völlig abgefault waren. Für mich war der Fall klar und einfach: mit einer Basisanästhesie konnten die beiden Fingerglieder schmerzlos entfernt werden. Der Fingerstumpf heilte problemlos ab. Bei der Entlassung konnte ich mich nicht der spitzen Bemerkung enthalten, ob er mit der nächsten Fingerverletzung wieder zum Naturheiler ginge. Der Gefragte stutzte einen Augenblick und meinte

dann treuherzig: «Auf alle Fälle hat die Salbe wunderbar viel herausgezogen.» Damit hatte er allerdings recht.

Wir hätten uns wohl nicht so bald wieder gesehen, wenn ich nicht von mir aus seiner Versicherung von dem Unfall berichtet hätte. Nun schrieb die Versicherung, in meiner Anmeldung stehe etwas von Verletzung an Stacheldraht. Aber auf der Anmeldung, die sie vom Verunfallten einverlangt hätten, stehe, der Stier hätte ihn auf die Hörner genommen. Ich liess deshalb den Bauern nochmals in die Ordination kommen. Ja, das habe er geschrieben, weil er gedacht habe, ein Stich an einem Stacheldraht sei kein genügender Unfall, wohl aber, wenn er vom Stier auf die Hörner genommen worden sei. Ich verwies ihm seine freche Lüge, umso mehr, als er nicht einmal einen Stier hatte, und für mich dachte ich: das «sancta simplicitas» (heilige Einfalt) sei diesmal eher unheilig gemeint gewesen.

*

Am folgenden Stamm wurde das Thema «Transport» aktuell. Kollege Albert fluchte über seinen abgestandenen Motor und meinte, seinem Praxisvorgänger, der noch mit dem Pferd zu den Patienten gefahren oder geritten sei, hätte es übler ergehen können: er sei nach einem Krankenbesuch aus dem betreffenden Haus getreten, um seinen Habermotor zu besteigen. Dieser sei aber tot im Strassengraben gelegen. Heute würden wir wohl vermuten, das Pferd habe einen Schlaganfall erlitten oder sei einem Herzinfarkt erlegen. Ein anderes Pferd des gleichen Kollegen sei mit Vorliebe allein nach Hause gegangen, wenn der Meister es nicht anband und einen allzu langen Besuch abstattete. Albert bedauerte dabei, dass sein Auto das gleiche nicht ebenfalls könne. Er sei kürzlich in seinem billigen Auto mit schlechtem Einschlag einfach ein Strässchen aufwärts gefahren, bis er den Wagen nicht mehr wenden konnte. Dies sah zum Glück ein Fabrikant vom Dorf herauf und schickte ihm prompt ein paar handfeste Arbeiter. Diese hoben das falsch stehende Gefährt einfach auf, drehten es um 180 Grad um die Hinterachse, sodass es wieder heimwärts schaute. Zum Glück hatte ich genug Zweifränkler im Geldbeutel, um jedem Helfer einen solchen abgeben zu können. Dies wurde im ganzen Dorf breit geschlagen, und wenn ich irgendwo stecken bleibe, so kommen von allen Seiten die Helfer, um zuerst den Wagen anzupacken und nachher den erwarteten Silberling zu behändigen.

Als Ergänzung dazu gab uns Kollege Konrad, durch dessen Praxisgebiet im Winter eine vielbenützte Skiabfahrt führte, seine Methode eines Unfalltransportes bekannt, die zwar verboten war, sich aber als sehr erfolgreich erwies: «Wenn am Sonntagnachmittag das Telefon läutet, so heisst es oft: ein verunglückter Skifahrer liegt auf der Piste. Ich ersuche den Anrufer, dafür besorgt sein zu wollen, dass der Verunfallte dorthin gebracht werde, wo sich die Fahrstrasse und die Skipiste berühren. Dann biete ich am Telefon einige Samariter auf, die den Rettungsschlitten gleich mitbringen. Wer Platz findet, setzt sich zu mir ins Auto und die Mutigeren auf den Schlitten, der an der Stossstange des Autos angebunden wird. So erreichen wir rasch und gemeinsam die vereinbarte Stelle, und wenig später ergibt meine Untersuchung, ob ein Beinbruch vorliegt oder sicher ausgeschlossen werden kann. Im letzteren Falle bringen die Samariter den Skifahrer zum Bahntransport an die Station. Liegt aber ein Beinbruch sicher oder wahrscheinlich vor, wird der Rettungsschlitten samt Unglücksrabe direkt in mein ebenerdiges Röntgenzimmer gebracht. Auf Grund der Röntgenbilder wird die Fraktur eingezogen und gegipst, mit definitivem Gips oder mit Transportgips und dann mit dem entsprechenden Schreiben dem Hausarzt zugewiesen.»

Anschliessend verriet Kollege Xaver einen prima Trick, um Autofahrten zu sparen, den sich wohl alle Zuhörer zu eigen machten. «Nichts macht mich ärgerlicher, als wenn ich von einem abgelegenen Hof heimkehre und dann heisst es: du musst noch einen Besuch in dessen Nachbarhaus machen. Daher habe ich mit meiner Ehefrau verabredet, dass sie nach Eintreffen eines entsprechenden Anrufes dem Anrufer einfach den Auftrag gebe, einen Stuhl

mitten auf die Strasse zu stellen. Autos gibt es ja nur einzelne, und wenn ich einen Stuhl so im Wege stehen sehe, halte ich den Wagen an und frage, ob hier ein Besuch erwünscht wäre. Meistens staunt dann jedermann über den so unwahrscheinlich schnell erfolgten Besuch.»

*

Vor einiger Zeit kam bei unserem Mittwochtreffen die Rede auf verpasste Möglichkeiten. Es war Kollege Ulrich, der sich über sein Erzählen am meisten amüsierte, weil er das Opfer kannte. «Wir haben nur ganz wenige Frauen im Dorf, die sich selbst als Damen betrachten. Eine solche übernachtete einmal in einem Hotel der weiteren Umgebung, als plötzlich ein Geschrei ertönte: ‹Es brennt, es brennt.› Besagte Dame stürmte auf den Korridor und dann zum nächsten Fenster, das sie aufriss und hinaussprang, ohne zu merken, dass das Treppenhaus völlig normal neben ihr lag, ohne jedes Räuchlein oder gar Feuer, weil es im gegenüberliegenden Hausteil brannte. Der ebenso kühne wie unnötige Fenstersprung trug ihr einen Beinbruch ein, und sie fühlte sich im Nachthemd auch etwas unschicklich bekleidet neben dem Hotel, dessen unbedeutender Brand rasch wieder gelöscht war.»

«Übrigens», so fuhr Xaver fort, «habe ich mit einem Toten im Bett vor einiger Zeit einmal ein Erlebnis gehabt. Ich wurde recht früh am Morgen zu einem Besuch bei einem alten Ehepaar gerufen. Die Haustüre war nur angelehnt, niemand in der Nähe. Da läutete ich, ging die Treppe hinauf, klopfte an die Schlafzimmertüre und trat ein. Die beiden Eheleute lagen im Bett, und die Frau deutete mit dem Finger auf ihren Mann. Ich konnte unschwer feststellen, dass dieser Mann tot war und dies schon seit einigen Stunden. Als ich dies der Ehefrau schonend beibringen wollte, meinte diese, sie habe es schon gedacht, als der Mann langsam aufgehört habe, zu atmen; aber sie habe sich überlegt, dass die Leichenschau genau so gut auf den Morgen verschoben werden könne. Mein Fazit: ist ein robustes Gemüt zu verachten?»

*

Vor einiger Zeit hatte sich das Thema «Tragik» an unserem Stamm herausgeschält. Wir unterhielten uns darüber, wie schwer es sei, abzuschätzen, wieviele Prozent Tragik unsere Tätigkeit ohnehin in sich schliesse. Über ein besonders klassisches Beispiel konnte ich mich selber äussern. Ausserhalb des Dorfes stand eine wenig beliebte Wirtschaft. Die Wirtin verfügte über ein bemerkenswertes Geschick, den Gästen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Hatte ein Bauer ein Kälblein verkauft, animierte sie ihn, ein paar Runden zu zahlen, was allen passte. Wenn aber ein Weber oder Sticker seinen Lohn nach Hause bringen sollte, und sie luchste ihm das Geld aus dem Beutel, löste das zu Hause eine Katastrophe aus: die Kasse leer, statt des Lohngeldes ein Kater und die Kinder mit hohlen Augen hinter dem Esstisch. Bei einer solchen Gelegenheit platzte mir einmal der Kragen, und ich machte der Wirtin harte Vorwürfe wegen ihres verantwortungslosen Gebahrens. Diese gab völlig unberührt zur Antwort, sie sehe es am Abend dem Fünfliber nicht mehr an, aus welchem Portemonnaie er stamme. An ihrem Verhalten änderte sich gar nichts. Ein heftiges Erschrecken gab es für sie erst, als die jüngere und hübsche ihrer beiden Töchter von einer Turnfahrt als bleibende Erinnerung eine Schwangerschaft mit heimbrachte. Die Nachfrage ergab, dass der zuständige Mann eine Familie hatte. Zu der älteren der Töchter wurde ich wenig später in höchster Aufregung gerufen: sie hatte daheim in der Küche alle Fenster geschlossen und am Gasherd alle Hahnen aufgedreht und lag tot auf dem Boden. Auf den Tisch hatte sie einen Zettel gelegt, auf welchen sie geschrieben hatte: Sammelt Euch nicht Schätze auf Erden, wo Motten und Rost sie zu Nichts machen.» Sie warf ihrer Mutter noch im Tode diesen Satz aus der Bibel (Matth. 6/19) vor, aber mit welchem Erfolg ist mir nicht bekannt geworden.

Kollege Albert brachte daraufhin eine schwierige Frage auf: «Ich musste einen Nachtbesuch antreten. Dabei kam ich in der Nähe an einer kleinen Garage vorbei, in der ich Licht sah, aber auch einen laufenden Motor hörte bei geschlossener Türe. Rasch ging ich

hin, riss die Türe auf und jagte den Mechaniker ins Freie, womit ich ihm unzweifelhaft das Leben rettete. Einige Jahre später kam der so Gerettete wegen Inzest mit einem sehr zarten Mädchen ins Gefängnis. Ich aber fragte mich: falls ich das schon vorher gewusst hätte, wäre ich an der geschlossenen Garagetüre gescheiter vorbeigegangen?!»

*

Der Sport war am Mittwochstamm unter den Ärzten kein Thema, aber alle freuten sich, als Kollege Konrad zum Besten gab, in seiner Gemeinde sei ein neuer Sport erfunden worden: «Ich hatte Gelegenheit, die damals ziemlich neu aufgekommene Methode zu bewundern, die Heugebläse genannt wurde. Statt das Heu mühsam auf das Tenn zu tragen, gabelte der Bauer ansehnliche Ballen davon in eine grossmaulige Röhre, die vom Heustalleingang bis unter das Dach reichte. Wenn das kräftige Gebläse lief, pustete es das eingeworfene Heu prompt durch das Rohr hinauf und blies es auf den Heustock so gleichmässig verteilt, wie es von Hand kaum möglich gewesen wäre. Da setzte sich einer der Buben in die untere Öffnung der Röhre, wurde aber zu seinem Leidwesen nicht mitgerissen. Daraufhin kamen die Lausbuben auf die Idee, einen Armvoll Heu in das Rohr zu werfen und sich selber darüber. Samt dem Heu wurde der Einsteiger durch das hohe Rohr nach oben getragen und zu oberst ausgespuckt, wo er irgendwie im frischen Heu landete. Dieser herrliche Sport wurde auch vom Vater der Buben freudig begrüsst, der es nur bedauerte, dass er selber zu gross war für diese neue Art von Himmelfahrt.»

*

Nach Jahren sah ich mich gezwungen, der strengen Landpraxis zu entsagen. Wie vermisste ich schon nach kurzer Zeit das wöchentliche Gespräch mit Männern, die einen ähnlichen Werdegang, den gleichen Beruf und die gleiche Bereitschaft hatten, Verantwortung zu tragen für alle, ohne Ansehen der Person. Im Grunde genommen fehlt mir dieser Ärztestamm heute noch.